

Der Beitrag der Aus- und Fortbildung liturgischer Laiendienste zu einer Kirche von morgen – damit der Glaube lebt¹

Dr. Eduard Nagel ist Mitarbeiter des Deutschen Liturgischen Institutes in Trier und langjähriger Chefredakteur der Zeitschrift »Gottesdienst«, die vom Deutschen Liturgischen Institut in Zusammenarbeit mit dem Österreichischen Liturgischen Institut und dem Liturgischen Institut der deutschsprachigen Schweiz herausgegeben wird. Darüber hinaus ist er als Autor und Herausgeber facheinschlägiger Publikationen bekannt geworden. Er war und ist Mitarbeiter mehrerer Gremien und ein vielgesuchter Vortragender im In- und Ausland (Ed.).

In einer Pressemeldung über einen Studientag über die Zukunft der Pfarrgemeinden vor sechs bis sieben Wochen habe ich den Satz gelesen, dass schon heute in der Erzdiözese Wien die Vertreter der aktiven Christen mehr Signale für den Aufbruch zu Neuem als für den Abschied von Vertrautem sehen. Gesagt hat diesen Satz der Paderborner Pastoraltheologe Christoph Jacobs, also ein Außenstehender.

Ich lebe in einer ähnlichen Entfernung von Wien wie Professor Jacobs und stelle fest: Nach allem, was man aus Pressemeldungen, im Internet und da und dort in persönlichen Kontakten mitbekommt, gehört die Erzdiözese Wien tatsächlich zu jenen, in denen auf vielfältige Weise die Gegenwart nüchtern gesehen, die Situation ernst genommen und entsprechende Entscheidungen getroffen werden, auch wenn das nicht überall gut ankommt. Stichwort »Apostelgeschichte 2010«.

Für mich als Liturgiker liegt das Beispiel Begräbnisritus nahe: Wien

¹ Der Beitrag ist die schriftliche Fassung des Vortrages, den der Autor am 5. November 2010 vor ca. 70 Multiplikatoren und Verantwortlichen der liturgischen Ausbildungs- und Schulungsvorgänge auf Vikariats- und Diözesanebene in der Erzdiözese Wien gehalten hat.

hatte bereits ein neues Buch, noch bevor ein solches für den ganzen deutschen Sprachraum erschienen ist, und das Wiener Buch entspricht offensichtlich weitgehend dem Bedarf, während das andere neue Buch bereits im Jahr seines Erscheinens einer – und zwar gründlichen – Bearbeitung bedarf.

Hier in Wien – so wenigstens mein Eindruck – verschwendet man nicht mehr die Kraft mit Klagen über das, was nicht mehr ist, sondern streckt sich aus nach dem, was heute und auch morgen noch trägt. »Lass die Toten ihre Toten begraben, du aber geh und verkünde das Reich Gottes!« sagt Jesus zu dem jungen Mann, der erst seinen Vater begraben will, bevor er Jesus nachfolgt. Und da liegen wir mit dem Thema »Aus- und Fortbildung liturgischer Laiendienste« mit Sicherheit richtig.

I. LITURGIE – HÖHEPUNKT UND QUELLE

Es ist einer der am meisten zitierten Sätze von allen Dokumenten des Zweiten Vatikanischen Konzils, und vielleicht rauscht er darum so leicht an den Ohren vorbei, dass seine Brisanz nicht mehr gehört wird: »Die Liturgie ist der Höhepunkt, dem das Tun der Kirche zustrebt, und zugleich die Quelle, aus der all ihre Kraft strömt.«

Wenn wir fragen: Wo begegnen Menschen der Kirche und dem, wofür sie da ist, dem Glauben?

Wo findet Gebet statt, wo werden Worte gesagt, die sich Menschen selbst nicht zutrauen, weil es um Unaussprechliches geht?

Wer gibt Menschen eine Sprache, die angesichts von Leid und Tod, angesichts persönlicher und gemeinschaftlicher Katastrophen nicht verzweifelt verstummt?

Wo haben Menschen, die gescheitert sind, und Menschen, die schuldig geworden sind, einen Raum, in dem ihre Würde geachtet wird, in dem sie sein und aufatmen dürfen?

Wo kommt es vor, dass eine alte Frau, die von einer kleinen Rente lebt, einem erfolgreichen Mann in den besten Jahren, den sie persönlich gar nicht kennt, einfach sagen kann: »Der Friede sei mir dir«, und dieses Wort diesem Mann gut tut, weil sonst ständig andere etwas von ihm wollen, aber nie jemand ihm einfach so von Herzen etwas Gutes wünscht?

Wo kann ein Mensch in einer verzweifelten Lage einfach hinkommen mit all seinen Sorgen, wo er sich nicht erklären muss, aber wo vielleicht ein Satz gesprochen wird, der schlagartig alles in einem ganz anderen Licht erscheinen lässt, oder ein Lied gesungen wird, aus dem sich ein Vers in seinem Herzen festsetzt?

Wo geschieht das alles – und noch viel mehr – tagtäglich und an ungezählten Orten auf der Welt?

Wenn wir so fragen – Sie kennen die Antwort: Es geschieht in unseren Kirchen: In Kathedralen und in Dorfkirchen, in solchen, die voll sind von wunderbaren Kunstwerken, und in solchen, deren Kitsch weh tut.

Es geschieht in armseligen Hütten und unter freiem Himmel unter Menschen, die nicht einmal ein Dach über dem Kopf haben.

Es geschieht, wo Menschen Gottesdienst feiern – Höhepunkt allen kirchlichen Tuns.

Es geschieht, *weil* Menschen Gottesdienst feiern – Quelle allen kirchlichen Tuns.

II. GOTTES MENSCHENDIENST

Gottes-Dienst – auch das wurde schon oft wiederholt und haben wir selbst schon so oft gesagt, dass der Inhalt an Herz und Verstand vorbeifließt – Gottes-Dienst ist etwas von ganz anderer Art als all unser sonstiges Beginnen und Tun.

Da ist immer einer anderer dabei, der ganz Andere.

Was immer wir da tun, es ist nicht nur unser Tun. In meinem Nachbarn in der Bank, in den bekannten und den unbekannten Frauen und Männern und Kindern, die mit mir im Raum sind, umgibt mich der, der gesagt hat: »Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, bin ich mitten unter ihnen.«

Kein Mensch kennt den Glauben derer, die um ihn sind, keiner weiß, wie der gemeinsame Herr in ihnen lebt, was er in ihnen und in ihrem Leben bewirkt. Aber er ist es, der sie untereinander verbindet: Er, Christus selbst.

Und das ist es, was diese Art von Gemeinschaft unterscheidet von anderen Gemeinschaften aller Art: Wenn Menschen sich versammeln, ist es zunächst ihr eigenes Werk. Sie kommen zusammen zu ei-

nem ganz konkreten Zweck – zu einem Kochkurs oder um Fußball zu spielen, als Angehörige eines Vereins oder zum Oktoberfest. Sie kommen, weil sie selbst dahin wollen oder weil jemand sie dazu eingeladen hat. Sie »bilden«, wie wir sagen, die Versammlung, sie leisten durch ihre Gegenwart und vielleicht durch eigene Aktivitäten ihren Beitrag dazu.

Die Versammlung ist *ihr* Werk. Nicht mehr und nicht weniger.

Beim Gottes-Dienst versammeln sich auch Menschen mit einem ganz bestimmten Ziel: Sie wollen ein Kind taufen, heiraten, Abschied nehmen von einem Verstorbenen, die Kommunion empfangen, sich segnen lassen. Sie wollen beten, Gottes Wort hören, ...

Aus diesen Stichworten hören wir bereits heraus: Wenn Menschen zusammenkommen, um Gottesdienst zu feiern, geht es um etwas, was sich diese Menschen nicht einfach selbst geben, was sie nicht selbst machen können:

Gottes Wort hören können wir nur, weil er sich in seinem Mensch gewordenen Sohn ausgesprochen hat und weil sein Wort von Mund zu Mund weitergesagt, von Generation zu Generation weitergetragen wurde. Beten können wir nur, weil uns zugesagt ist, dass da einer ist, der uns hört. Die Kommunion empfangen können wir nur, weil sich Jesus einst in den Tod gegeben und zuvor seinen Jüngern das Mahl hinterlassen hat, in dem seine Hingabe, sein Opfer, gegenwärtig bleibt. Oder umgekehrt, in dem die Seinen Zeitgenossen jenes Geschehens werden. Uns segnen lassen können wir nur, weil Gott seinen Segen gibt. Wirksam taufen können wir nur, weil uns verheißen ist, dass durch dieses Wasser und die dazu gesprochenen Worte die alte Schuld Adams und die persönliche Schuld abgewaschen werden und wir zu Kindern Gottes werden. Und die kirchliche Trauung bekommt ihren Sinn daher, dass die Gemeinschaft von Mann und Frau gegründet wird auf den, der Mann und Frau selbst geschaffen hat und der selbst die Liebe ist.

Es ist also, wenn wir Gottes-Dienst feiern, immer Gott voraus. Seiner Initiative verdanken wir, dass wir feiern können, und seinem Wort das Wissen, was und wie wir feiern dürfen. Und: Wenn wir feiern, kreisen wir nicht um uns selbst – so sehr es dabei um unser Innerstes geht –, sondern da ist immer er dabei, der alle unsere Grenzen sprengt. Gottes Dienst an uns ist das größte Geheimnis unseres Lebens.

Der Gottesdienst hat, wie jedes Geheimnis, eine Innen- und eine Außenseite.

Die Innenseite – die unvorstellbare Gegenwart Gottes – können wir nur glauben und erahnen. Als Menschen sind wir dabei auch angewiesen auf die Außenseite: auf die Worte, die wir lesen und mit unseren Ohren hören können, auf Zeichen und Symbole, die wir sehen und mit unseren Sinnen spüren können. Und beides gibt es nicht ohne die Menschen, die uns das Wort verkünden und die Zeichen sehen und spüren lassen. Und damit sind wir bei den liturgischen Diensten.

III. GOTTESDIENST – EIN MENSCHENWERK

1. Übermenschlich – allzu menschlich

Es ist erst 50 Jahre her, da war liturgischer Dienst eigentlich ausschließlich Sache des Klerus. Ministranten waren nur Stellvertreter für nicht vorhandene Kleriker. Im Italienischen gibt es deshalb für die Ministranten das Wort »chierichetti« – »Klerikerlein«. Noch in den 80er-Jahren des vergangenen Jahrhunderts waren aus diesem Grund nur männliche Kinder und Jugendliche zu diesem Dienst zugelassen und Mädchen davon ausgeschlossen. Hinter dieser allzu lange unselig aufrecht erhaltenen Vorschrift stand ursprünglich: Nur Kleriker sollten im Raum des Allerheiligsten Dienst tun, Männer also, die sich ganz und gar dieser Aufgabe verschrieben hatten. Nur im Notfall, nämlich wenn geeignete männliche Kandidaten fehlten, suchte man auf der Frauenseite nach Ersatz. So wird noch in der Enzyklika Papst Pius' XII. über die Kirchenmusik »*Musicae sacrae disciplina*« vom 25. Dezember 1955 für Kathedralen und größere Kirchen die Errichtung von Sängerscholen empfohlen, und dann heißt es: »Wo aber solche Sängerscholen nicht eingerichtet werden können oder sich die entsprechende Zahl von Sängerknaben nicht findet, ist es gestattet, dass ein Chor von Männern und Frauen oder Mädchen an einem nur für ihn bestimmten Platz außerhalb des Altarraumes im Hochamt die liturgischen Texte singen könne, vorausgesetzt, dass die Männer und Frauen ganz getrennt sind, unter Vermeidung alles Unpassenden, wobei die Verantwortung dafür die Ordinarien

trifft.«² Und wenn für die so genannte Privatmesse des Priesters kein Ministrant zur Verfügung stand, durfte wohl eine Frau die Antwort geben auf seine Zurufe wie »Dominus vobiscum«, aber nur von außerhalb des Altarraumes aus. Als zu hoch, zu wertvoll galt jede Geste, jedes Wort im Gottesdienst – es sollte denen vorbehalten sein, die für diesen Dienst geweiht waren. Wie ernst es damit war, habe ich selbst noch erlebt, als ich 1952 Ministrant wurde: Die Feier, in der wir aufgenommen wurde, hieß »Ministrantenweihe«. Auch wenn dies kein offizieller Titel war, so sagte man doch so, das betreffende Büchlein hieß so, und der Ritus selbst war eine abgespeckte Version der Niederen Weihen. Gottesdienst ist also ein menschliches Tun mit höchstem Anspruch, einem Anspruch, der freilich die Gefahr einer Überhöhung in sich birgt, so dass er Auserwählten, mit »reinen« Händen, vorbehalten ist, während für die große Masse nur die Rolle des passiven Besuchers bleibt, der aus einer Distanz zuschaut und staunt. Oder der eben nur als Ersatz nicht vorhandener Auserwählter einen Dienst verrichten darf.

2. Anteil am prophetischen und priesterlichen Amt Christi

Angesichts einer solchen übermächtigen Tradition war es eine schier unglaubliche Leistung der Väter des Zweiten Vatikanischen Konzils, dass sie den Satz in der Liturgiekonstitution, Art. 29, beschließen konnten: »Auch Ministranten, Lektoren, Kommentatoren und die Mitglieder der Kirchenchöre vollziehen einen wahrhaft liturgischen Dienst.« Einen wahrhaft liturgischen Dienst! Keinen Ersatzdienst für nicht vorhandene Kleriker, sondern weil sie getauft sind, kommt es ihnen zu, in den Schriftlesungen im Gottesdienst ihren Schwestern und Brüdern Gottes Wort zu verkünden und beim Allgemeinen Gebet für sie vor Gott einzutreten. Sie haben damit Anteil am prophetischen und priesterlichen Amt Christi. Auch dieses Wort des Zweiten Vatikanischen Konzils ist eines jener großen Worte, die uns leicht über die Lippen gehen und ebenso leicht an den Ohren vorbeirauschen.

- *Was ist das prophetische Amt Jesu Christi, an dem die liturgischen Dienste Anteil haben?*

² H. B. Meyer/R. Pacik (Hg.), Dokumente zur Kirchenmusik unter besonderer Berücksichtigung des deutschen Sprachgebietes, Regensburg 1989, 76.

Sein prophetisches Amt übt Jesus aus, wenn er den Menschen in Gleichnissen klar zu machen versucht, was das Reich Gottes ist und wie es wirkt. Wenn er sich mit den Mächtigen und den Meinungsmachern anlegt, ihre Vorschriften und Lehren in Frage stellt. Wenn er die im täglichen Umgang miteinander üblichen Verhaltensweisen kritisch beleuchtet und einen anderen Stil fordert. Nicht »Auge um Auge, Zahn um Zahn«, sondern »Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.«

Wenn er der Dirne, die über ihr Leben verzweifelt ist, ihre Würde wiedergibt und ihr Frieden zuspricht und den Pharisäer, der ihn eingeladen hat, verunsichert. Wenn der verlotterte Sohn, der das halbe Vermögen seines Vaters durchgebracht hat, bei seiner Rückkehr nicht weniger Zuwendung erfährt als sein musterhafter älterer Bruder.

Die prophetische Verkündigung Jesu gipfelt in den Seligpreisungen, die alle gängigen Vorstellungen von dem, was das Glück auf Erden ausmacht, auf den Kopf stellt. Weil – darum geht es Jesus in seiner ganzen Verkündigung – weil dort, wo Gottes Wille Raum gegeben wird, Gerechtigkeit herrscht und selbst Leid und Tod nicht das letzte Wort haben. Wie es sein eigenes Schicksal zeigt.

• *Spätestens hier – in seinem Leiden und Sterben – zeigt sich auf unüberbietbare Weise, dass Jesu prophetisches Amt nicht von seinem priesterlichen zu trennen ist.*

Seine Hingabe in Leiden und Tod zeigen mehr, als alle Worte dies könnten, welche ganz anderen Gesetze dort herrschen, wo Gottes Reich anbricht. Und seine Auferstehung vermittelt den Jüngern eine Ahnung davon, dass dieses Reich bereits jetzt – in ihrem Leben – eine Wirklichkeit ist. Angedeutet hatte sich das ja schon in den vielen Krankenheilungen. Als etwa Jesus dem Lahmen, den seine Begleiter in der Hoffnung auf Heilung durch das offene Dach vor Jesus hinabgelassen hatten, die Sünden vergeben hatte und dieser sich wieder erheben konnte. Oder als Jesu Wort den Blinden wieder Licht in seinem Leben sehen ließ. Oder als Jesus böse Geister aus Besessenen austrieb, als er Aussätzige wieder gesellschaftsfähig machte und dem Stummen die Sprache wiedergab. Überall da haben die Jünger erfahren: Er, ihr Herr, hat Macht, die über das normale menschliche Maß hinausgeht.

Durch sein Wort und sein Handeln geschieht etwas zwischen den

Menschen und Gott. Auch in ihrem eigenen Leben: Das Wort der Berufung: »Folge mir« hatte sie selbst so verändert, dass selbst Familie und Beruf neu auszurichten waren. Und als Jesus sie zu zwei und zweien ausgesandt hatte, erfuhren sie staunend, wie auch ihnen selbst Dämonen gehorchten. Sie stellten fest, dass ihr Wort im Namen Jesu mehr bewirkte, als sie selbst zu leisten im Stande waren. Anders gesagt: Sie haben erlebt – und das sollte sich in den späteren Jahren fortsetzen, wie die Apostelgeschichte berichtet –, was es heißt, Anteil zu haben am prophetischen und priesterlichen Amt Jesu.

IV. DER LITURGISCHE DIENST – EINE HOHE WÜRDE

Warum sage ich Ihnen das alles – Dinge, die Sie selbst wissen und von denen Sie selbst schon oft gesprochen haben? Ich tue das, weil ich meine, dass hier das Fundament liegt, auf dem wir Menschen begleiten sollen, die bereit sind, einen liturgischen Dienst zu übernehmen. Und auf dem wir neue Menschen dafür gewinnen können. Zweifellos ist es wichtig, ihnen Grundkenntnisse über die Liturgie, ihren Ablauf, über Strukturen und Elemente zu vermitteln und sie auch mit entsprechenden Techniken vertraut zu machen. All das ist notwendig, und die Realität zeigt oft genug, dass da noch viel zu tun ist. Aber entscheidender scheint mir dieses Fundament.

Dazu zwei Beispiele: Vor einigen Jahren kommt in einer Dorfkirche der vorgesehene Aushilfspriester nicht. In der Sakristei herrscht Aufregung: Was machen wir? Die Kirchenmusikerin, die es gewohnt ist, vor Menschen aufzutreten, übernimmt die Aufgabe, der Gemeinde die Situation zu erklären. Die vorgesehene Lektorin, eine ältere Frau, ist bereit, die Leitung des Wortgottesdienstes nach dem Schott zu übernehmen: Eröffnung, Tagesgebet, nach den Lesungen die Fürbitten, Vater unser und eine Segensbitte. Für die Lesungen wird noch eine Lektorin aus der Bank geholt. Später einmal, wenige Monate vor ihrem Tod, erzählt diese Frau, dieser Gottes-Dienst sei einer der schönsten Momente ihres Lebens gewesen.

Ein zweites, ganz anderes Erlebnis: In einem Kurs in einer Geistlichen Erweckungsbewegung bittet der Leiter im Schlussgottesdienst nach dem Tagesgebet einen Teilnehmer, die Lesung zu übernehmen.

Diesem Mann war alles Kirchliche völlig fremd; er war aufgrund einer missverständlichen Werbung in den Kurs geraten und hatte bis zum Schluss mit all dem, was da geboten und verlangt wurde, nichts anzufangen gewusst. Offensichtlich wollte der Priester und Leiter des Kurses ihn durch eine Art Gewaltakt doch noch gewinnen: Die ausgewählte Lesung ist die Perikope von der Bekehrung des Saulus zum Paulus. Der Mann will seinen guten Willen zeigen, geht nach vorne, nimmt das Lektionar in die Hand und beginnt nach einer kurzen Pause den Text vorzulesen. Mehrmals stockt er beim Vortrag, liest einen Satz noch einmal, stockt wieder, setzt die Lesung fort, schweigt lange mit Blick ins Buch, schüttelt den Kopf und sagt auf einmal laut: »Nein!«, klappt das Buch zu und verlässt die Kapelle.

Beiden Beispielen ist Eines gemeinsam: Beide Personen haben verstanden: Im Gottesdienst aus der Heiligen Schrift anderen etwas vorzulesen oder im Namen einer versammelten Gemeinde Gott ein Gebet vorzutragen, ist etwas grundsätzlich anderes, als wenn ein Schüler im Unterricht etwas vorzulesen hat oder Eltern ihren Kindern vor dem Schlafengehen eine Geschichte vorlesen. Das »Wort des lebendigen Gottes« ist nicht irgendein Text, den man nur richtig gliedern, laut genug vortragen und an den passenden Stellen betonen muss. Und ein Gebet im Namen der Gemeinde ist etwas anderes als mein persönliches Abendgebet. Da wird die eigene Person in Dienst genommen. Wenn das, was da zu tun oder zu sprechen ist, mit dem, was zutiefst in mir ist, übereinstimmt, ist das das Schönste, was geschehen kann. Wenn es nicht übereinstimmt, dann »funktioniert« es nicht, dann »geht« es nicht.

Als ich mit 11 oder 12 Jahren Lektor werden durfte, hat uns der Kaplan das Gebet, das der Priester oder Diakon vor der Verkündigung des Evangeliums spricht – »*Munda cor meum ac labia mea*« – »Reinige mein Herz und meine Lippen, Herr« – erklärt und dazu die Geschichte von der Berufung des Jesaja vorgelesen, wo ein Seraphim mit einer glühenden Kohle den Mund des Propheten reinigt. Der Kaplan sagte damals, eigentlich müsste auch der Lektor immer ein solches Gebet sprechen, bevor er seinen Dienst tut. Ich habe dieses Gebet damals lateinisch auswendig gelernt (wenn man *Confiteor* und *Suscipiat* konnte, war das kein großes Problem) und habe mit meinen frühesten Lateinkenntnissen darin die Worte *sanctum Evangelium tuum* durch *sanctam lectionem* ersetzt. Und dann habe ich es jedes

Mal gebetet, wenn ich eine Lesung oder das Evangelium vortragen durfte (was der Vorleser vortrug, »galt« damals ja noch nicht, darum durfte ein Bub bei einer Messfeier mit hunderten Gläubigen das Evangelium vorlesen). Heute teile ich die Vorstellungen von kultischer Reinheit nicht mehr, die noch vor 50 Jahren im Zusammenhang mit dem liturgischen Dienst eine Rolle spielten, aber im Kern hat sich das Bewusstsein von der hohen Würde des liturgischen Dienstes in mir bis heute gehalten.

Nichts hilft uns in der Ausbildung für den liturgischen Dienst und in der Vorbereitung auf die Feier mehr als etwas von der Scheu vor dem Heiligen. Oder, etwas anders gewendet: Das Wissen um die Würde, die uns zukommt, wenn wir unseren Schwestern und Brüdern Gottes Wort verkünden dürfen, ihnen die Kommunion reichen, in ihrem Namen ein Gebet sprechen oder ein Anliegen vor Gott tragen dürfen oder die Versammlung der Gläubigen leiten oder ihren Gesang führen oder durch Musik der Feier ihre Klanggestalt geben dürfen – das Wissen um diese Würde lässt uns fast von selbst die konkrete Aufgabe auf die richtige Art und Weise erfüllen.

V. SCHEU VOR DEM HEILIGEN UND ACHTUNG VOR DER MENSCHLICHEN WÜRDE

Die Scheu vor dem Heiligen und die Achtung vor der Würde der Menschen, für die ich einen Dienst verrichten darf, lassen nicht zu, dass ich eine Lesung aus der Heiligen Schrift oder ein Gebet vortrage, ohne mich darauf vorbereitet zu haben. Die Freude darüber, dass ich meinen Schwestern und Brüdern etwas von Gottes Wort vermitteln darf, lässt mich von selbst so laut und deutlich sprechen, dass sie mich verstehen können. Weil ich ihnen geben will, was in dem Text für sie gut und wichtig ist, werde ich das hervorheben, was mir selbst als bedeutsam aufgegangen ist, und Pausen machen, so dass die Gedanken mitkommen können. Als Leiter werde ich die Menschen so führen, dass sie dem Geschehen folgen können, und als Vor-Beter ihr Gebet vor Gott tragen. Mir fällt oft auf, mit welcher Ehrfurcht Kommunionhelferinnen und -helfer ihren Dienst tun; vielleicht ist es die unmittelbare Nähe zum Allerheiligsten, die sich hier auswirkt.

In den 70er-Jahren des vorigen Jahrhunderts hat sich nach der frühe-

ren, manchmal allzu steifen liturgischen Etikette eine Hemdsärmeligkeit breit gemacht, die sicher zu dem Ruf nach der Alten Messe beigetragen hat. Es ist keine Schande, sich heute davon wieder erkennbar abzusetzen und unverkrampft Gesten, Haltungen und Zeichen der Ehrfurcht zu gebrauchen. Was uns beim Besuch einer Moschee beeindruckt, wo wir die Schuhe ausziehen müssen und wo sich Menschen zum Gebet niederwerfen, das kann analog, in unseren Formen, uns selbst eine Hilfe sein, wenn wir dem Heiligen begegnen. Und für jene, die das als Fremde sehen, kann es ein Signal sein, das ihnen zeigt, was uns unser Glaube bedeutet. Anzeichen, dass sich hier eine neue Kultur entwickelt, sind, so habe ich den Eindruck, zunehmend zu beobachten. Und es sind nicht zuletzt Frauen und Männer, die einen liturgischen Dienst versehen, die hier als Vorbild vorangehen.

VI. »... ZU EINER KIRCHE VON MORGEN«

Der Titel dieses Vortrags heißt »Der Beitrag der Aus- und Fortbildung liturgischer Laiendienste zu einer Kirche von morgen«. »... zu einer Kirche von morgen« – was haben unsere Überlegungen speziell mit der Zukunft der Kirche zu tun? Die Kirche zukunftsfähig zu machen, dafür werden doch in den Diözesen Strukturen verändert, Pfarren zusammengelegt, Priester und hauptamtliche Laien mit neuen Aufgaben betraut, Gelder neu verteilt, ... Die Liturgie trifft das natürlich auch und ganz besonders: Es gibt weniger Priester und damit weniger Messfeiern. Gemeinden bleiben ohne Sonntagsgottesdienst oder halten ersatzweise eine – weniger besuchte – Wort-Gottes-Feier; selbst Messfeiern für Verstorbene gibt es in immer mehr Gemeinden nicht mehr individuell, sondern nur noch als Gedenken in der sonntäglichen Gemeindemesse. Kirchen werden gar ganz geschlossen, Abbruch wird als Chance zum Aufbruch schöngeredet – Verwüstung überall!

»Lass die Toten ihre Toten begraben« sagt Jesus zu dem Jüngling, der ihm nachfolgen will. In Wien blickt man nach vorne. Doch wo ist für die Kirche heute vorne? Vorne ist für die Kirche dort, wo das geschieht, wovon ich eingangs gesprochen habe: Wo Menschen Gottes Wort begegnen können.

Wo von dem gesprochen wird, wofür in der Banalität des Alltags und in der Oberflächlichkeit von Small Talk und unverbindlichen Kontakten kein Platz ist.

Wo Kinder beten lernen, und wo Erwachsenen Worte vorgesprochen werden, die ausdrücken, wofür ihnen selbst die Sprache fehlt.

Vorne ist für die Kirche, wo auch Versagen, Scheitern, Schuld Raum haben, ohne dass dadurch Selbstachtung und Würde verloren gehen. Wo Geld und Glanz und Macht als Verantwortung und Pflicht eine Rolle spielen, aber nicht als Grund, sich über andere erhaben zu fühlen.

Wo der Jubelnde und der Trauernde ihren Platz haben und ihre Begegnung beide bereichert.

Und das ist eben die Liturgie und der Gottesdienst im weiten Sinne.

1. Vielfältige Initiativen

Damit die Liturgie als Zukunftsprogramm ihre Wirkung entfalten kann, ist es freilich notwendig, ihren Ort in der Pastoral und ihre Gestalt neu zu bestimmen. Vor 40 Jahren hat uns die Freude über die muttersprachliche Liturgie eine eucharistische Monokultur beschert. Anstelle von Vespern und Andachten gab es nun bei fast jeder möglichen oder unmöglichen Gelegenheit eine Eucharistiefeier. (In der absoluten Zahl allerdings auch nicht mehr als in der Zeit davor, in der mitunter neben der Gemeindemesse am Hochaltar noch Messen an Seitenaltären gelesen wurden. Von einem Wallfahrtsort wurde vor kurzem berichtet, dort seien im Jahr 1760 nicht weniger als 22.440 Messen gelesen worden, das sind im Schnitt 55 pro Tag!)

Diese Zeiten sind vorbei mangels Masse – mangels Priestern ebenso wie mangels einer entsprechenden Anzahl von Gläubigen. Die Gründe für den Schwund sind vielfältig und haben nur zum Teil mit der Form und der Art des Feierns zu tun. Weitsichtige Seelsorger haben auch in den letzten Jahrzehnten nicht alle anderen Gottesdienstformen der einen Form der Messfeier geopfert, sondern wenigstens in reduzierter Zahl andere am Leben erhalten oder inzwischen wieder aufleben lassen.

Und mancherorts waren es ein paar Frauen, die den täglichen oder wenigstens wöchentlichen Rosenkranz einfach weiter gebetet haben bis heute. Klöster haben ihr Stundengebet natürlich nie aufgegeben

und da und dort mehr und mehr die Teilnahme daran auch für »Gäste« geöffnet. Und in einzelnen Gemeinden hat der Pfarrer Ähnliches getan: Wenigstens an bestimmten Tagen betet er sein Stundengebet in der Kirche; das ist bekannt und wer will, kann dazukommen. Und anderswo haben eine Handvoll Gläubige von sich aus die Initiative ergriffen, weil sie sich nicht damit abfinden wollten, dass nach dem Wegfall der Werktagsmessen die Woche über die Kirche »kalt« bleibt. Und wenn man hört, dass Stundengebetszeitschriften wie »Magnifikat« und »Te Deum« viele Tausende Abonnenten haben, ist die Vermutung angebracht, dass da noch ein gewaltiges Potential für gemeinsames Tagzeitengebet, für Tagzeitenliturgie, brach liegt.

2. Ermutigung

Meine Erfahrung aufgrund von Zuschriften von Lesern an die Redaktion der Zeitschriften »Gottesdienst« und »praxis gottesdienst« ist: Es gibt nicht wenige Menschen, die gerne an einfachen Gottesdiensten teilnehmen und bereit wären, Aufgaben und Verantwortung dafür zu übernehmen, die sich das aber selbst nicht zutrauen oder die mit ihren zaghaft geäußerten Wünschen bei ihren Seelsorgern nicht ankommen. Es sind nicht Scharen, aber es sind vielerorts eine Handvoll, die bereit ist, regelmäßig mitzumachen, damit und so dass die Kirche warm bleibt. Und die so dazu beitragen, dass die Kirche anderen offen steht, die sich – aus Dankbarkeit und Freude über eine glückliche Geburt, über einen guten Bescheid vom Arzt, über eine geheilte Beziehung oder in einer persönlichen Not – dahin verirren. Solche Menschen ausfindig zu machen, sie anzusprechen und zu ermutigen ist eine Aufgabe für jeden, dem die Zukunft der Kirche am Herzen liegt. Also in erster Linie für die Seelsorger und Seelsorgefrauen. Aber auch, und das wird vielleicht noch zu wenig gesehen: Menschen, die heute noch als Einzelne regelmäßig beten – vielleicht mit dem Kleinen Stundenbuch oder Magnifikat oder Te Deum – brauchen vielleicht nur einen kleinen Anstoß, dass sie sich mit Gleichgesinnten zusammentun oder andere ansprechen und fragen, ob sie nicht Lust hätten mitzumachen.

3. *Sich zusammentun*

Vielleicht hilft uns ein Blick nach Afrika, Südamerika und Asien, auch wenn dort die historische Entwicklung und die heutige Situation in Vielem ganz anders ist als bei uns. Dort leben viele Christen geistlich davon, dass sie sich mit anderen zusammentun, Gottes Wort lesen und einander mitteilen, was es ihnen bedeutet, dass sie miteinander und füreinander beten, einander tragen und stützen. Volk Gottes, das sich um Gottes Wort versammelt und in dieser Versammlung seine Gegenwart erfährt und daraus lebt.

In Frankreich geht der Bischof von Poitiers mit seiner Diözese seit etwa 15 Jahren einen neuen Weg: Kirche lebt für ihn da, wo fünf Menschen sich zusammenfinden, miteinander Gottesdienst feiern und als Glaubende für andere ansprechbar sind. Damit wird das Kirchenbild, mit dem das Zweite Vatikanische Konzil das traditionelle Bild der pyramidenförmigen hierarchischen Struktur der Kirche ergänzt hat, in die Praxis umgesetzt. Die Bilder stehen nicht gegeneinander, sondern sind zwei Seiten einer einzigen Wirklichkeit: Das Axiom, das Cyprian von Karthago zugeschrieben wird: »Ubi episcopus – ibi ecclesia« – »Kirche ist da, wo der Bischof ist« wird ergänzt durch »Ubi fideles – ibi ecclesia« – »Kirche ist da, wo Gläubige sich um den in seinem Wort gegenwärtigen Herrn versammeln.«

Schaut man in die jungen Kirchen, erkennt man, dass diese Form trägt. Warum nicht auch bei uns, wenn dies die traditionellen Formen und Strukturen offenkundig nicht mehr tun? Die Not des Priestermangels ist vielleicht der Auslöser dafür, dass das, was das Zweite Vatikanum über die Würde und Verantwortung aller Getauften gesagt hat, mehr und mehr in das allgemeine Bewusstsein gelangt und auch in der Praxis zu Konsequenzen führt. Die Kirche lebt in allen ihren Gliedern.

Das kirchliche Rechtsbuch, der Codex Iuris Canonici, also kein Werk, dessen erster Zweck Theologie und Spiritualität ist, sagt in can. 204 § 1: »Gläubige sind jene, die durch die Taufe Christus eingegliedert, zum Volke Gottes gemacht und dadurch auf ihre Weise des priesterlichen, prophetischen und königlichen Amtes Christi teilhaft geworden sind; sie sind gemäß ihrer je eigenen Stellung zur Ausübung der Sendung berufen, die Gott der Kirche zur Erfüllung

in der Welt anvertraut hat.«³ Diese Definition wurzelt in der dogmatischen Konzils-Konstitution über die Kirche »Lumen Gentium«, Art. 31. Auf den Gottesdienst angewendet, heißt das: Der Gottesdienst ist nicht nur eine Sache derer da oben; er ist Recht und Pflicht aller.

4. Räume für persönliche Frömmigkeit

Noch ein Gedanke: Die volkssprachliche Liturgie hat einen Anspruch mit sich gebracht, der die Liturgen ebenso wie die teilnehmenden Gläubigen heillos überfordern kann und dann denen in die Hände spielt, die als Konsequenz die Rückkehr zur lateinischen Liturgie und zum Messbuch von 1962 fordern. Es ist der – bisher m.E. noch zu wenig reflektierte – Anspruch: Wenn die Volkssprache verwendet wird, wenn also in dieser Sprache verkündigt und gebetet wird, muss jeder jedes Wort verstehen und innerlich mitvollziehen. Richtig ist: In einer volkssprachlich gefeierten Liturgie muss jeder jedes Wort verstehen *können*. Es muss sprachlich so abgefasst sein, dass die Mitfeiernden verstehen können, was mit den Worten und Sätzen gemeint ist. Und es muss so vorgetragen werden, dass es akustisch und in der Betonung verständlich ist. Das heißt aber keineswegs, dass jede und jeder der Anwesenden jedes Wort bewusst aufnehmen und verarbeiten muss. Die Voraussetzungen dafür müssen gegeben sein. Was die Worte im einzelnen Menschen auslösen und wie er damit umgeht, ist eine ganz andere Sache.

Vielleicht hilft ein Blick in die Vergangenheit zum besseren Verständnis: Als ich zur Schule ging, war das Programm der Messfeiern bei uns so: Sonntags, 6.00 Uhr stille Messe (ohne Predigt); 7.00 Uhr Singmesse mit Predigt; 8.00 Uhr Gemeinschaftsmesse (mit Lesungen in Deutsch, Priestertexte vom Vorbeter vorgetragen); 9.00 Uhr lateinisches Hochamt mit Kirchenchor und Predigt. Die Kommunion wurde um 8.00 Uhr in der Messe ausgeteilt, sonst danach oder auch davor, wenn Beichtende dies wünschten.

Werktags war die Gestaltung so: Montag, stille Messe; Dienstag, Betmesse; Mittwoch, Singmesse; Donnerstag, Gemeinschaftsmesse;

³ Vgl. ebenso: Katechismus der Katholischen Kirche. IntraText – Konkordanzen, 1997, »Gläubige«, in: <http://www.vatican.va/archive/DEU0035/PB.HTM>.

Freitag, Rosenkranz; Samstag, stille Messe. Der Rhythmus wurde allerdings häufig durch Seelenämter unterbrochen, bei denen der Organist das Requiem sang.

Dieses Programm bot etwas, wonach nicht nur Nostalgiker sich heute sehnen. Es bot einen Freiraum, in dem sich persönliche Gedanken frei entfalten konnten. Bei der stillen Messe wurde man in den eigenen Gedanken gar nicht gestört. Auch beim Rosenkranz war es leicht, einem Gedanken nachzuhängen. Selbst die Gemeinschaftsmesse, bei der ein Vorbeter die Amtsgebete und ein oder zwei Lektoren die Lesungen vortrugen und das Ordinarium gesungen wurde, blieb während des (langen) Hochgebets Zeit, die frei war für das, was einen innerlich gerade beschäftigte. Die Stille war dazu ebenso hilfreich wie der Klangteppich des gemeinsam gebeteten Rosenkranzes oder auch wie die Lieder, deren einem oder anderem Vers man länger nachsinnen mochte.

Wir müssen heute deutlicher als bisher sagen: Mitfeier – auch durchaus tätige Mitfeier, *actuosa participatio* – heißt nicht unbedingt, in jedem Augenblick jeden Gedanken mit- und nachzuvollziehen, der eben geäußert wird. Es ist vielleicht ein Wort oder ein Satz einer Lesung oder aus dem Psalm, der mich anspricht; es kann ein Kehrvers sein, der mir im Ohr hängen bleibt oder ein Satz aus einem Lied zusammen mit der Melodie, der meine Gedanken schweifen lässt: in die vergangene Woche, an einen Menschen, mit dem ich einen Konflikt hatte, an eine Sorge, die mich bewegt, an die Freude, die einen anderen glücklich machte. Oder ich sehe einen Menschen, von dem ich weiß, dass er froh und glücklich oder einen anderen, der in Sorge und niedergeschlagen ist. Ich kann einen Augenblick dabei verweilen, mich in Gedanken mit ihm in Dank und Freude, in Klage und Bitte vor Gott stellen.

Dann kann das, was eben gesprochen oder gesungen wird, der Klangteppich sein, auf dem ich meine Empfindungen und Anliegen vor Gott trage. Das tut meiner Mitfeier keinen Abbruch, das *ist* meine Mitfeier.

Und dann gibt es Zeiten und Stellen im Gottesdienst, wo die Aufmerksamkeit sich wieder ganz auf das Geschehen vorne richtet: Wenn nach dem »Lasset uns beten« tatsächlich ein Pause gemacht wird, komme ich ganz von selbst ins Beten. Wenn Schriftlesungen so vorgelesen werden, dass spürbar ist: Das ist zu mir gesagt. Bei den Für-

bitten, sofern sie mich nicht auffordern, etwas zu erkennen oder zu tun.

5. Miteinander, nicht gegeneinander

Nun bieten gerade die von Laien geleiteten Gottesdienste viel Raum, dass Menschen zu sich selbst und zu Gott finden können. Weil der eucharistische Teil wegfällt und eine andere Zeichenhandlung – etwa ein Taufgedächtnis oder eine Weihrauchspende – keinen ähnlichen Umfang hat, bleibt mehr Zeit zu Ruhe und persönlicher Besinnung. Daraus kann eine Konkurrenzsituation zwischen Messfeier und Wort-Gottes-Feier entstehen, und man kann verstehen, wenn Priester darüber nicht unbedingt glücklich sind. Zwei Dinge scheinen mir in diesem Zusammenhang für die Laien, die einen liturgischen Dienst versehen, wichtig.

- *Dienste in der Messfeier sind einfach aufgrund der Gewohnheit häufig mehr der Gefahr der Routine ausgesetzt als die Dienste in den von Laien geleiteten Gottesdiensten.*

Damit es möglichst gar nicht zu Konkurrenzgefühlen kommt, bedarf die Eucharistiefeier einer nicht geringeren Sorgfalt in der Vorbereitung wie im Vollzug.

Und das gilt für alle ihre Teile und Elemente. Nicht zuletzt für den Kommunionteil: Wo die Brotbrechung sichtbar ein Teilen des einen Brotes für alle ist und wo alle von dem einen Brot essen und aus dem einen Kelch trinken, erübrigt sich die Diskussion darüber, ob in Wort-Gottes-Feiern die Kommunion ausgeteilt werden darf oder soll. Handeln müssen hier sicher zunächst die Priester, aber der Beitrag der Laien ist mitentscheidend für das Gelingen. Es ist nicht der beste Beitrag, wenn Gottesdienstbeauftragte das Recht auf Kommunionempfang und Kommunionsspendung in der Wort-Gottes-Feier einfordern. Hilfreicher ist es, das eigene Profil der Wort-Gottes-Feier zu schärfen und zu pflegen, so dass die teilnehmenden Gläubigen deren Eigenwert erkennen und sich damit die Diskussion erübrigt.

- *Gar nicht selten klagen Frauen und Männer, die bereit waren, einen Beitrag zum gottesdienstlichen Leben ihrer Gemeinde zu leisten, und die sich dafür haben ausbilden lassen, ihr Dienst sei bei ihrem Pfarrer nicht wirklich erwünscht, im Gegenteil, er fürchte die Konkurrenz.*

Das geht sogar so weit, dass bei einem Pfarrerwechsel – trotz einer geringeren priesterlichen Versorgung – bisher übliche Wort-Gottes-Feiern einfach wieder abgeschafft werden. Wie absurd hier die Praxis manchmal ist, habe ich vor wenigen Wochen erlebt. In einer Gemeinde, in der eine Zeit lang regelmäßig am Sonntag anstelle der Messfeier eine Wort-Gottes-Feier stattfand, wurde dieser Brauch nach einem Pfarrerwechsel als überflüssig wieder eingestellt. Manche Gläubige haben dies beklagt: »Schade, dass es die Wort-Gottes-Feiern nicht mehr gibt. Das war immer so schön; es hat gut getan, dass man da so viel Zeit hatte.« Ihr Wort blieb ungehört. Und als der eine der beiden Priester im Urlaub war, fiel die Sonntagsmesse einfach ersatzlos aus. Als dies zum dritten Mal innerhalb kurzer Zeit so war, haben ein paar von den früher dazu ausgebildete Frauen ohne Rückfrage beim Pfarrer beschlossen, selbst eine Wort-Gottes-Feier zu gestalten und haben dazu im Pfarrbrief eingeladen. Die Leute, die an zwei Sonntagen zuvor einfach ohne Gottesdienst geblieben waren, waren dankbar.

Sie, verehrte Damen und Herren, die Sie in der Aus- und Fortbildung von liturgischen Diensten tätig sind, kennen wahrscheinlich ähnliche Geschichten. Nach meinem Eindruck äußert sich hier einer der schwierigsten Knackpunkte für die Kirche der Zukunft, über den bisher auf den höheren Ebenen, soweit dies erkennbar ist, so gut wie nicht gesprochen wird. Es mag in der Großstadt, in der manche Kirchen nah beisammen liegen und öffentliche Verkehrsmittel eine große Mobilität gewährleisten, möglich sein, von Menschen zu verlangen, dass sie zur Sonntagsmesse in benachbarte Kirchen kommen, wenn in der eigenen Gemeinde keine Möglichkeit dazu besteht. Auf dem Land fährt die Pastoral an die Wand, wenn sonntags die Kirchen kalt bleiben. Die Strukturreformen, die ich in Deutschland beobachte, werden in allererster Linie und fast ausschließlich von der derzeitigen und der absehbaren Zahl der Priester bestimmt. Indirekt – und sicher ungewollt, aber notwendigerweise – führt das zu einem Klerikalismus, wie es ihn lange nicht mehr gegeben hat, und gleichzeitig zu einer heillosen Überforderung der Priester mit verheerenden Folgen.

6. Eine Frage auf Leben und Tod

Als es auf dem 2. Vatikanischen Konzil um die Frage der Volkssprache in der Liturgie ging, hielt der damalige Bischof von Meissen, Otto Spülbeck, eine Rede, die seine Mitbrüder tief beeindruckte. »Die Muttersprache beim Gottesdienst ist bei uns hinter dem Eisernen Vorhang eine Frage auf Leben und Tod.« Wir leben heute nicht hinter dem Eisernen Vorhang, und die Frage der muttersprachlichen Liturgie ist geklärt. Aber wo keine Liturgie mehr gefeiert wird, geht auch jedes kirchliche Leben zugrunde. Das Volk Gottes des Alten Bundes hat Verschleppung, Knechtschaft und Wüste erfahren, weil es nicht kapiert und immer wieder vergessen hat, was Gott von ihm wollte. Vielleicht braucht das Volk Gottes heute den Niedergang lieb gewordener Selbstverständlichkeiten, um zu begreifen, was der Heilige Geist gemeint hat, als er die Konzilsväter den Satz von der Teilhabe aller an dem priesterlichen, prophetischen und königlichen Amt Christi beschließen ließ.

Kirche, das sind wir alle. Alle sind wir füreinander Priester, Propheten und Könige.

Damit das spürbare Realität wird, braucht Gott Menschen, die sich dieser Würde bewusst sind und im Bewusstsein davon für andere zu Zeugen werden.

Menschen, die ihren Schwestern und Brüdern Gottes Wort zusprechen und durch ihr Tun und Leben dafür eintreten.

Menschen, die sie im Gebet vor Gott tragen und sie an der Hand mit vor Gott nehmen.

Das sind Menschen, die dafür sorgen, dass in einer Gemeinde, in einer Kirche, regelmäßig Gottes Wort verkündet und gebetet wird.

Menschen, die durch ihren liturgischen Dienst von ihrem Glauben Zeugnis ablegen.

Menschen, die, weil sie als Gläubige sichtbar sind, zu Ansprechpartnern werden, wenn es um Fragen des Glaubens geht.

Die Zukunft der Kirche in unserem Land, in Europa, hängt wesentlich davon ab, ob sich Gottes Volk auch dort regelmäßig zu Gottesdiensten versammelt, wo kein Priester zur Verfügung steht. Denn im Gottesdienst ereignet sich all das, wovon ich spreche. Da begegnen wir Christen als Christen. Da erleben wir, dass wir mit unserem Glauben nicht allein sind. Da trifft die Welt des Ich eines jeden Ein-

zelen mit all dem, was er ist und mit sich herumträgt, auf die Welt Gottes, auf sein Wort, seine Gegenwart in der Gestalt des Raumes und seiner Bilder und vor allem in den handelnden Personen. Da kommt Gottes Wort auf uns zu, da verleihen uns Lieder eine Sprache, in der wir uns ausdrücken können, da nimmt uns die Musik mit auf dem Weg zu Gott. Da ereignet sich Kirche. Sie lebt und ist erfahrbar in den Frauen und Männern, die Gottesdienste leiten und in den von Priestern geleiteten Gottesdiensten davon Zeugnis geben, dass Kirche alle angeht.

Aber diese Menschen brauchen Ermutigung, dass sie ihre Berufung entdecken. Und sie bedürfen der Unterstützung, damit sie die notwendige Sicherheit finden. Sie brauchen auch ein bestimmtes Wissen und technische Fertigkeiten, um ihren Dienst angemessen ausführen zu können. Sie, verehrte Damen und Herren, haben die schöne Aufgabe, diesen Schwestern und Brüdern diese Ermutigung und Unterstützung zu geben. Wie diese Aufgabe zu erfüllen ist, dafür möchte ich Ihnen einen Satz von Antoine de Saint-Exupery mit auf den Weg geben: »Denn ein Schiff erschaffen heißt nicht die Segel hissen, die Nägel schmieden, die Sterne lesen, sondern die Freude am Meer wachrufen.«